

58]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Zuerst brachte dieses Verlangen den armen Jurgis in eine Klemme, und es war nichts Leichtes, ihn zum Sprechen zu bringen; nach und nach aber fand er heraus, was man wissen wollte. Wenn Jurgis das Rezept für „präservierten Schinken“ zum besten gab oder von den zurückgewiesenen Schweinen erzählte, die oben in die sogenannten Zerstörungsmaschinen geworfen, unten aber gleich wieder herausgenommen wurden, um in einen anderen Staat versandt und zu Schmalz verarbeitet zu werden, dann klopfte Tommy Hinds sich immer auf den Schenkel und rief: „Denken Sie, daß der Mann dies aus der Luft greifen kann?“

Dann redete der Hotelbesitzer weiter, um zu beweisen, daß die Sozialisten das einzige Mittel für solche Uebel hätten und daß es ihnen ernst sei mit dem „Beeftrust“. Wenn dann der Gegner erwiderte, daß das ganze Land dadurch in Aufruhr gebracht werde, daß die Zeitungen die Sache brandmarken würden und die Regierung dagegen einzuschreiten im Begriff sei, so hatte Tommy Hinds sein Schlagwort schon bereit. „Ja,“ sagte er, „alles dies ist wahr, aber was denken Sie, das der Grund ist? Sind Sie Narr genug, um zu glauben, daß dies für das Publikum geschieht? Es gibt hierzulande noch andere Trusts, die ebenso gesetzwidrig und repressiv sind wie der Beeftrust. So zum Beispiel der Kohlentrust, der die Armen im Winter erfrieren läßt, der Stahltrust, der den Preis eines jeden Schuhnagels verdoppelt, und der Deltrust, der Sie des Abends am Lesen verhindert. Und warum, meinen Sie, daß die ganze But der Presse und der Regierung gegen den Beeftrust gerichtet wird?“ Auf die hierauf allenfalls erfolgende Erwiderung des Gegners, der geltend machte, daß über den Deltrust genügend Geschrei gemacht werde, erwiderte Hinds folgendes: „Vor zehn Jahren sagte Henry D. Lloyd in seinem Buche: „Reichtum gegen Gemeinwohl“, die volle Wahrheit über die „Standard Oil Company“, und das Buch wurde unterdrückt, und heute hört man kaum davon. Erst seit ganz kurzer Zeit haben zwei Zeitschriften den Mut gehabt, sich wieder mit dem „Standard-Oil“ zu befassen, und was geschieht? Die Zeitungen machen die Verfasser lächerlich, die Kirchen nehmen die Schuldigen in Schutz, und die Regierung — tut nichts. Und nun, weshalb sieht es mit dem Beeftrust so ganz anders aus?“

Bei diesem Punkte mußte der andere in der Regel zugeben, daß er nicht mehr aus noch ein wußte, worauf ihm dann Tommy Hinds die nötigen Erläuterungen gab. Und es war eine Freude, zu sehen, wie seinem Gegenüber ein Licht aufging. „Wenn Sie ein Sozialist wären,“ pflegte der Hotelier zu sagen, „so würden Sie einsehen, daß der Eisenbahntrust die Macht ist, welche gegenwärtig die Vereinigten Staaten regiert. Eben dieser Eisenbahntrust hat nicht nur die Regierung in der Hand sondern auch den Senat. Alle die Trusts, die ich genannt habe, sind Eisenbahntrusts, ausgenommen der Beeftrust! Der Beeftrust hat den Eisenbahnen Troß geboten und schädigt sie tagtäglich durch Privatwagen, und deshalb wird das Publikum aufgewiegelt, die Zeitungen verlangen ein Einschreiten, und die Regierung geht auf den Kriegspfad. Das arme dumme Volk aber verfolgt die Sache und applaudiert, in der Meinung, daß alles dieses für sein Wohl geschehe, und es denkt nicht daran, daß dies in Wirklichkeit den Höhepunkt des langen Kampfes der Konkurrenten darstellt, — das Todesringen zwischen den Führern des Beeftrusts und der „Standard-Oil-Company“ um die Herrschaft und den Besitz der Vereinigten Staaten.“

So geartet war das Haus, in dem Jurgis lebte und arbeitete und in dem seine Erziehung ergänzt wurde. Vielleicht denkt der Leser, daß Jurgis in dem Hause nun nicht viel zu tun gehabt hätte, — aber das wäre ein Irrtum gewesen. Er würde sich um Tommy Hinds' willen eine Hand abgehauen haben, und Hinds' Hotel in peinlicher Sauberkeit zu halten war seine Lebensfreude. Der Umstand, daß er immer ein Duzend sozialistischer Ideen im Kopfe herumshawiren hatte, tat nichts zur Sache. Zu behaupten, daß Jurgis das Trinken und alle seine sonstigen schlechten Gewohnheiten aufgegeben

hätte, würde nicht ganz der Wahrheit entsprochen haben — auch Revolutionäre waren keine Engel, sie waren Menschen mit unendlichen Fehlern! Einige von ihnen tranken, andere fluchten, und wieder andere aßen Pasteten mit dem Messer. Es war nur ein Unterschied zwischen ihnen und der übrigen Bevölkerung, und zwar der, daß sie eine Hoffnung hatten und eine Sache, für die sie kämpfen und leiden konnten. Es gab Zeiten für Jurgis, in denen seine Vision weit entfernt war und zu verblasen schien und in denen ein Glas Bier im Vergleich mit ihr groß war; aber wenn dieses Glas Bier zu einem zweiten und zuletzt zu weiteren Nachfolgern führte, dann hatte er am nächsten Morgen Gewissensbisse und faßte den Entschluß, das Trinken in Zukunft zu lassen. Es war wirklich eine Schlechtigkeit, sein Geld für Bier auszugeben, während die Arbeiterklasse im Dunkeln wandelte und sich nach Befreiung sehnte. Für den Preis eines Glases Bier konnte man fünfzig Abdrücke einer Flugschrift bekommen, sie unter die Uneingeweihten verteilen und sich dann in dem Gedanken an das Gute, das man vollbracht hatte, berauschen. Auf diese Weise hatte die Bewegung angefangen, und nur auf diese Weise konnte sie Fortschritte machen. Es war zwecklos, die Bewegung erkannt zu haben, wenn man nicht auch für sie kämpfen wollte. Jurgis traf mit einigen Nachbarn und Freunden von Elzbieta zusammen und machte sich daran, aus ihnen Sozialisten zu machen, und mehrmals war er nahe daran, in eine Sclägerei zu geraten.

Für Jurgis war alles das so sonnenklar. Es war nicht zu begreifen, wie jemand das nicht einsehen konnte. Da waren alle die Erwerbszweige des Landes, der Grund und Boden, die Gegenstände des Gebrauchs, die Eisenbahnen, Bergwerke, Fabriken und Warenhäuser in Händen weniger Privatpersonen, sogenannter Kapitalisten, für die das Volk um Lohn arbeiten mußte. Der ganze Ueberschuß dessen, was das Volk produzierte, diente nur dazu, die Reichthümer der Kapitalisten immer und immer höher aufzuhäufen, — obwohl die Kapitalisten und ihr Anhang im größten Luxus lebten. War es denn nicht klar, daß, wenn das Volk den den Besitzenden zufallenden Teil verkleinerte, dies den Anteil der arbeitenden Klasse bedeutend vergrößern würde? Und doch gab es Leute, die das nicht verstehen und die sich doch über so manche fernliegende Dinge streiten konnten.

Diese Leute pflegten zu sagen, daß die Regierung ein Unternehmen nicht so sparsam betreiben könnte wie Privatleute und wiederholten das immer und immer wieder in der Meinung, damit etwas Großes zu sagen. Sie konnten nicht einsehen, daß der sogenannte sparsame Betrieb der Unternehmer allein darin bestand, daß das arbeitende Volk schwerer zu arbeiten hatte, stärker mitgenommen und schlechter bezahlt wurde.

Doch dies war das Schlimmste noch nicht. Man rede zum Beispiel mit einem armen Teufel, der dreißig Jahre lang in ein und derselben Stelle gearbeitet hat und doch nie imstande war, sich auch nur einen Pfennig zu ersparen, der jeden Morgen um sechs Uhr sein Haus verließ, um eine Maschine zu bedienen, und der abends nach Hause kam, zu müde, um sich auch nur zu entkleiden, der niemals in seinem Leben eine Woche Ferien gehabt, niemals gereist, niemals ein Abenteuer erlebt, nie etwas gelernt und nie etwas gehofft hatte, und bringe mit ihm die Unterhaltung auf den Sozialismus, — so wird er noch hochmütig sagen: Ich interessiere mich nicht dafür, ich bin Individualist! Und dann würde er dir weiter sagen, daß Sozialismus „Paternalismus“ (Bevormundung) sei, und daß, wenn sich seine Doktrin durchsetzen würde, der Gang der Welt ins Stocken geraten müßte. So eine Behauptung hätte einen Mantel zum Lachen bringen können, und doch stellte das sicherlich nichts zum Lachen dar, und so wars für viele Millionen solch armer hintergangener Glenden, die durch den Kapitalismus um ihr Leben betrogen wurden und am Ende gar nicht mehr wußten, was überhaupt Freiheit ist. Denn sie glaubten wahrhaftig, daß es „Individualismus“ darstellte, wenn Tzehntausende von ihnen zusammen arbeiteten und den Befehlen eines verhärteten Geldmagnaten gehorchten und sie Hunderte von Millionen Dollars Reichthümer für ihn zusammenbrachten, die den Herrn dann in die Lage setzten, gnädiglich ihnen Bibliotheken einzurichten.

Manchmal war der Kampf um solche Dinge mehr als Jurgis ertragen konnte, und doch konnte er es nicht lassen, er mußte immer wieder versuchen, gegen all die Unwissenheit und Vorurteile anzukämpfen. Du mußt dich mehr an die ärmsten Teufel halten, du mußt dich und deine Stimmung noch mehr in der Gewalt haben, sagte er sich, und muß jede Gelegenheit wahrnehmen, eine neue Idee in ihren Kopf zu bringen. Und den Rest deiner Zeit mußt du darauf verwenden, deine Waffen zu schärfen, du mußt dir neue Antworten auf ihre Erwidernungen ausdenken und dich mit neuen Tatsachen rüsten, um ihnen beweisen zu können, daß sie einen falschen Weg wandeln. Jurgis gewöhnte sich ans Lesen. Er trug immer in einer Tasche eine Flugschrift oder eine Broschüre, die ihm irgend jemand geliehen hatte, las er darin und konnte sich das Gelesene während der Arbeit überdenken. Auch die Zeitungen las er eifrig. Einer der anderen Bediensteten von Hinds war ein kleiner, lebhafter und geschäftiger Ireländer, der alles wußte, was Jurgis wissen wollte, und während sie beschäftigt waren, erklärte er ihm die Geographie von Amerika, seine Geschichte, Verfassung und seine Gesetze. Auch gab er ihm eine Idee über das Geschäftssystem des Landes, die großen Eisenbahnen und Vereinigungen, wem sie gehörten, über die Gewerkschaften, die großen Streiks und die Männer, die sie leiteten.

Abends, wenn er fortgehen konnte, ging er in die Versammlungen seiner Partei. Während des Wahlkampfes, als man nicht von den Straßenversammlungen abhängig war, bei denen das Wetter und die Qualität der Redner gleich unsicher waren, fanden in der Halle jeden Abend Versammlungen statt, und man konnte dort Redner von nationaler Berühmtheit hören. Die Redner beleuchteten die politische Lage von jedem Gesichtspunkte aus, und das einzige, was Jurgis quälte, war die Unmöglichkeit, von den Schätzen, die sie boten, mehr wie einen kleinen Teil mitnehmen zu können. Da war ein Mann in der Partei, der „Kleine Riese“ genannt. Der „Herr“ hatte zuviel Körpermaterial für seinen Kopf gebraucht, so daß für die Beine nicht genug übrig geblieben war; aber wenn er auf der Tribüne umherging, seinen Bart schüttelte und loslegte, da wankten die Säulen des Kapitalismus. Er hatte eine reine Enzyklopädie über den Gegenstand geschrieben, ein Buch, das beinahe ebenso dick war wie er. Dann war wieder ein anderer da, ein junger Autor, der von Kalifornien kam, er war Salmfischer, Hafnarbeiter, Seemann, der das ganze Land durchwandert hatte, der im Gefängnis geessen in dem Sumpf von Whitechapel gelebt und in Klondyke nach Gold gesucht hatte. Alles dies beschrieb er in seinem Buch, und weil er ein begabter Mann war, mußte die Welt auf ihn hören. Nun war er berühmt, aber überall, wohin er ging, verkündete er das Evangelium der Armen. Und wieder ein anderer war da, der als der „Millionärsozialist“ bekannt war. Er hatte im Geschäft ein Vermögen gewonnen und verwendete beinahe alles, um eine Monatschrift herauszugeben, die jedoch das Postdepartement zu unterdrücken suchte und nach Kanada getrieben hatte. Er war ein ruhiger Mann, den man für alles andere, nur nicht für einen Sozialisten gehalten hätte. Seine Rede war einfach und nicht regelrecht aufgebaut. Er konnte nicht verstehen, wie jemand sich über diese Dinge aufregen kann. Es sei ein Fortschritt ökonomischer Entwicklung, sagte er, und er erläuterte seine Anschauungen und Methoden. Das Leben sei ein Kampf um die Existenz, und der Starke überhole den Schwachen und würde wieder seinerseits von dem Stärksten überholt. Diejenigen, die in dem Kampf verlorene, würden gewöhnlich ausgeschaltet. Aber ab und zu wüßten sie sich durch Vereinigung zu erretten — was einer neuen und höheren Art von Stärke gleichkomme. So überwältigten die Herdentiere die auf Raub ausgehenden Tiere, und die Weltgeschichte zeige manches Beispiel, in dem das Volk selbst Könige bemeistert habe. Die Arbeiter seien die Bürger der Industrie, und die sozialistische Bewegung sei der Ausdruck ihres Willens, zu leben. Die Unvermeidlichkeit der Revolution hinge von der Tatsache ab, daß sie keine andere Wahl hätten — entweder sich zu vereinigen oder ausgeschaltet zu werden, diese Tatsache, grimmig und unerbittlich, hinge von keinem menschlichen Willen ab, es sei das Gesetz eines ökonomischen Vorganges, von dem der Redner die Einzelheiten in wunderbarer Klarheit auseinandersetzte.

Einige Zeit darauf kam der Abend der großen Wahlversammlung, und Jurgis erfuhr die Namen der beiden Hauptleiter der Partei. Zehn Jahre vorher herrschte ein Streik von ungefähr 150 000 Eisenbahnangestellten. Wahr-

hafte Räuber wurden gegen sie aufgeboten, um Gewalttaten zu begehen, der Präsident sandte Truppen, um den Streik zu brechen, die Leiter der Gewerkschaft flogen ohne weiteres ins Gefängnis. Der Vorsitzende der Gewerkschaft kam als ein ruiniertes Mann aus seiner Zelle heraus — er wurde Sozialist und reiste nun seit zehn Jahren im Lande umher, um mit dem Volke zusammen für die Gerechtigkeit zu kämpfen. Er war ein Mann von imponierendem Aussehen, groß und hager, mit einem durch Kampf und Leiden zerfurchten Antlitz. Der Schrei der unterdrückten Menschheit, Weinst leidender kleiner Kinder klang durch seine Stimme. Wenn er sprach, schritt er auf der Tribüne umher, wie ein Panther hinter dem Eisengitter des Käfigs. Er lehnte sich über das Tribünelgeländer, förmlich nach der Menge greifend, er zeigte mit beharlichem Finger auf ihre Seele. Seine Stimme war heiser vom vielen Sprechen, aber seine zahlreichen Zuhörer waren totensill. Jeder konnte ihn verstehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Popenpech.

Von Karl Kuhls.

„Schlechte Zeiten, sehr schlechte Zeiten“, seufzte der Pope Dtek (Water) Grigorij, indem er sich seinen gewaltigen Haartwaid kraute, welcher in kastanienbraunen Locken bis auf seine Schultern niederwalle. Und dann stützte er gedankenvoll den Kopf auf die andere Hand und blickte zu seinem Djatschok (Küster) hinüber, der in der Nähe des Schreibtisches stand.

„Ja“, entgegnete der Djatschok, „die Zeiten sind schlecht, sehr schlecht, Watjuscha (Väterchen). Das macht alles die Revolution. Das Volk ist aus allen Fugen; niemand will mehr der Kirche ihren Tribut zahlen. Die Leute sagen, sie hätten kein Geld! Pah! Wenn wir nur so ein hübsches Wunder ausdenken könnten, so möchte ich Ihnen schon beweisen, daß noch Geld genug zu holen ist!“

Der Pope wippte die Ohren.

„Ein Wunder“, fragte er, mit verstecktem Erstaunen. „Wie meinst Du das, Filipp?“

„Sehr einfach, Watjuscha, die Leute sagen jetzt alle, daß unsere ganze Religion ein Betrug sei. Wenn sie aber mit eigenen Augen ein Wunder zu sehen bekämen, so wären sie mit einem Male obenauf!“

„Ja, aber wie willst Du denn das machen?“, fragte jetzt Grigorij mit zwinkernden Augen.

„Ach, nichts ist leichter als das“, entgegnete Filipp mit schmunzelndem Lächeln, „aber Watjuscha, nunonst ist der Tod. Zu Ostern haben Sie mir nur zwei Desjastki (20 Stück) Eier gegeben und doch haben die Bauernweiber wenigstens dreihundert zusammen-geschleppt!“

„Du hast niemals genug“, schmolte der Pope, „aber hast Du denn vergessen, daß Du dafür am ersten Feiertage mehr Schnaps getrunken hast als ich?“

„Aber nicht auf Ihre Rechnung“, war Filipp's Antwort.

„Du wiffst also wohl, daß ich Dir mal eine Esorolowuschka (1/10 Eimerflache) laufe?“ fragte der Pope.

Filipp's Augen leuchteten hell auf. „Ja, Watjuscha, das ist's“, entgegnete er schmunzelnd, „und wenn Sie mir ein Fläschchen spendieren, so will ich Ihnen ein Wunder machen, daß Sie selbst sich wundern sollen.“

„Gut“, sagte Dtek Grigorij, „ich gebe Dir mein Wort, daß Du für das Wunder, wenn es gut ist, eine Flasche Schnaps triffst.“

„Wir müßten so etwas machen, wie es im Neuen Testament steht. Was denken Sie, Väterchen, wenn wir den heiligen Geist erscheinen lassen?“ flüsterte nun Filipp dem Pope zu.

„Den heiligen Geist? Aber wie willst Du denn das machen?“ forschte Dtek Grigorij.

„Das lassen Sie meine Sorge sein“, war des Djatschok's Antwort. „Es ist aber notwendig, daß wir vorher das Gerücht verbreiten, daß wir am nächsten Sonntag im Freien vor der Kirche den heiligen Geist erscheinen lassen werden. Sie werden mal sehen, Watjuscha, wie das ziehen wird!“

Gesagt, getan. Durch ein paar geschwähige Weiber wurde die Nachricht unter das Volk gebracht und bald wußte man nicht nur im Dorfe, wo Dtek Grigorij seines Amtes waltete, sondern auch in den Nachbardörfern von dem bevorstehenden Wunder.

Schon ganz frühzeitig füllte sich der Platz vor der Kirche mit Volk, welches von weit und breit herbeigeeilt war, um das Wunder zu sehen.

Nach dem Gottesdienst im Innern der Kirche ließ der Pope ein Analog (Betpult) auf den Platz tragen und dann begab er sich in seinem, aus Silber und Goldbrokat gefertigten Ornate auf den Platz und begann vor dem Betpult zu Gott zu stehen, er solle doch seinen heiligen Geist auf die Versammelten niedersafahren lassen.

Und siehe da, plötzlich durchschwirrte es die Luft und eine schnee-weiße Turteltaube flog auf das Analog nieder, während der Pope

mit lautem Paß eine Litanei rezitierte und der Ponomarj (Glöcker) sämtliche Glöden des Kirchturmes in Bewegung setzte, so daß zwischen den gemessenen Schlägen der großen Glocke das bunte Gebimmel der kleinen und kleinsten Glöden in melodischen Variationen die Luft durchzitterte.

Gläubig pries das Volk die Allmacht Gottes. Hunderte von Frommen drückten dem Popen ein Geldstück in die Hand, damit er für das Heil ihrer Seele bete. Der Djatschok aber verkaufte an diesem Tage ganz außergewöhnlich viel Wachskerzen, welche bald vor den Heiligenbildern ihr Licht erstrahlen ließen zur Ehre dessen, der durch das Wunder an Dtey Grigorij dem Volke eine solch große Gnade erwiesen.

Der Pope aber hielt nun noch eine lange Rede, in welcher er das Volk beehrte, daß es Sünde sei die Kirche zu vernachlässigen und sich gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit aufzulehnen.

Und die Bauern, geblendet von dem soeben geschehenen Wunder, fielen gläubig auf die Knie nieder und baten Gott um Vergebung ihrer Sünden.

Inzwischen aber flog die Taube empor und verschwand bald in den Lüften.

Als das Volk sich endlich verlaufen hatte, rief der Pope seinen Djatschok zu sich und fragte ihn:

„Aber sag mal, wie hast Du die Geschichte eigentlich angefangen?“

Filipp lachte aus vollem Halse. „Gospodi!“ (Herrgott!) rief er aus, „das ist doch so leicht. Sie wissen doch, Watjuscha, daß ich auf dem Kirchturm einen Taubenschlag eingerichtet habe. Diese weiße Turteltaube ist nun sehr zahm und, ganz fröhe, wenn niemand es merkte, brachte ich das Analog aus der Kirche und streute Weizenkörner darauf. Da hab ich denn das Tierchen in ein paar Tagen so gut abgerichtet, daß es, wenn ich es aus dem Taubenschlag heraus lasse und das Analog auf dem Plage steht, sofort herunter fliegt und sich darauf hinsetzt. Das ist doch so einfach! Aber jetzt, Watjuscha, bitte ich um meine Esorolowuscha, die ich mir doch redlich verdient habe, denn der heilige Geist war doch ganz tadellos!“

Der Pope zog, als er an sein Versprechen gemahnt wurde, die Augenbrauen zusammen.

„Weißt Du, Philipp,“ sagte er, „ich habe Dir die Flasche Schnaps versprochen, wenn Du ein wirklich gutes Wunder ausdenkst. Das, was Du mit der Taube gemacht hast, kann ich auch. Dafür ist eine Flasche viel zu viel. Außerdem hast Du heute ein so gutes Geschäft gemacht, daß Du Dir eine Esorolowuscha selbst kaufen kannst und damit basta!“

Die Kunde vom Wunder verbreitete sich inzwischen mit Blieseschnelle in der ganzen Umgegend. Auch der Archijer i (Erzbischof) ersuhr davon und beschied den Popen zu sich, um sich über den Fall Aufklärung geben zu lassen.

„Ich flehte zu Gott und er schickte die Taube,“ beteuerte der Pope und als der Prälat ihn fragte, ob er das Wunder wiederholen könne, da entgegnete er selbstbewußt: „D gewiß, Wladysa (Titel eines hohen Geistlichen). Gott hilft denen, die seine Wege wandeln und zu ihm sehen!“

„Nun, so werde ich am nächsten Sonntag in Eurem Dorfe sein,“ entgegnete der Seelenhirt, „und wenn alles sich so verhält, wie das Volk erzählt, so bekommst Du zum Lohn ein Sticha“ (besonderes Kennzeichen, welches ältere, verdiente Geistliche erhalten und auf dem Ornate tragen).

Der Pope war überglücklich. In Hause teilte er dem Djatschok mit, daß der Erzbischof ihn besonders gnädig empfangen habe und schärfte ihm ein, ja dafür zu sorgen, daß der heilige Geist am Sonntage auch häßlich pünktlich sei.

Der Djatschok sagte, er würde sein möglichstes tun, aber nur, wenn er jetzt die damals versprochene Flasche Schnaps erhalten würde.

„Hol Dich der Teufel, Du sollst sie haben,“ sagte der Pope, indem er ihm den versprochenen Lohn gab. Und nun machte Philipp sich sofort wiederum an die Dressur seiner Taube.

Vor lauter Freude, daß alles so schön glückte, trank er aber mehr als gewöhnlich. Das konnte er sich ja auch erlauben, denn am bevorstehenden Sonntage konnte er mit einer ganz außergewöhnlichen Einnahme rechnen!

Als der Sonntag herangerückt war, hatte sich eine unabhsehbare Menschenmenge versammelt, denn die Kunde, daß das Wunder in Gegenwart des Archijerei wiederholt werden sollte, hatte noch mehr Gläubige herbeigelockt als das erste Mal.

Die feierliche Stunde rückte heran und Dtey Grigorij begann sein Gebet, welches er dieses Mal mit ganz besonderer Inbrunst rezitierte.

Aber was war das? Trotz dreimaliger Wiederholung der Bitte erschien keine Taube und der Archijerei blickte den Popen streng an, während aus der Menge hier und dort sich ein unterdrücktes Lachen hören ließ.

„Herr Gott“, flehte der Pope voll Herzensangst, indem er zum Kirchturm emporblickte, wo der Djatschok bei seinen Tauben sich aufhalten mußte, „Herr Gott, senke Dich auf uns nieder in Gestalt einer unschuldigen Taube, ich will auch ein Gelübde tun, Dir doppelt so viel zu opfern, als das vorige Mal!“

Da zeigte sich plötzlich der Djatschok im Turmfenster. „Watjuscha, Watjuscha“, rief er mit vor Trunkenheit lallender Stimme, „es ist nichts mehr zu machen! Ich habe heute ein bißchen zu viel hinter

die Binde gegossen und in meinem Dufel die Türe zur Turmtreppe aufgelassen und da ist dann — das Unglück — das große Unglück passiert. — Den heiligen Geist hat die Kage gefressen und nur die Federn hat das verfluchte Vieh übrig gelassen!“

Da wußten plötzlich alle, wie das große Wunder zustande gekommen war, und der Pope mußte machen, daß er aus dem Dorfe herauskam.

Uebrigens gab ihm der Archijerei bald eine andere, entfernte Diözese, gab ihm aber den Rat, zukünftig vorsichtiger zu sein. „Sei zwar sehr nützlich mal dem Volke zu zeigen, daß es noch Wunder gäbe, man dürfe aber auf keinen Fall den heiligen Geist von einer Kage freisen lassen. Denn dadurch müßte der Unglaube wachsen und das sei gerade in der jetzigen Revolutionszeit besonders gefährlich für Jar und Vaterland.“

Kleines feuilleton.

Das Opiumverbot in China. Die Opiumfrage ist durch ein kürzlich erlassenes Dekret des Kaisers von China, in dem die Verwendung dieses Rarotopikums streng verboten wird, wieder auf die Tagesordnung gebracht worden. Der Erlaß verbietet jede Einfuhr von Opium aus dem Auslande und unterbindet die heimische Produktion. Der Anbau von Moh'n soll nach und nach eingeschränkt werden und innerhalb von zehn Jahren soll das Opium überhaupt aus dem „Reiche der Mitte“ verschwinden. Widerpenstige Beamte, die dieses traurige Laster nicht bei sich ebenso ernsthaft wie bei anderen belämpfen, sollen abgesetzt werden. Es wird also diesmal anscheinend Ernst gemacht. Seit einiger Zeit hört man ja auch in Europa immer dringlicher von der Opiumfrage sprechen. Der Genuß dieses betäubenden und die Gesundheit unterwühlenden Mittels ist aus dem Orient auch zu uns gedrungen und das Laster greift immer mehr um sich. Es herrscht in den französischen Kolonien, hat bereits in der französischen Marine verhängnisvolle Folgen gehabt. Opiumhöhlen sind in allen Hafenstädten und besonders zahlreich in London; in den Vereinigten Staaten herrscht das Laster in ausgedehntem Maße, und Gesehe zur Einschränkung des Konsums werden vielfach vorbereitet. Aber ob die Chinesen selbst, deren Land der wichtigste und ausgedehnteste Herd des Opiumverbrauchs ist, auf die verklärenden Träume des Opiumrausches verzichten werden, das ist sehr zweifelhaft. Ein Umstand schon, den in „La Nature“ der langjährige französische Gesandtschaftsarzt Dr. Ernst Martin in Peking mitteilt, beweist deutlich, bis zu welchem Grade das Opium für die Chinesen selbstverständlich geworden ist. Im Westen Chinas braucht der Reisende überhaupt kein Geld; Geld wird durch Opium ersetzt und alle Kosten der Reise und des Unterhaltes werden damit bezahlt. Die Studenten, die nach Peking kommen, um hier ihr Examen zu machen, bringen die zum Aufenthalt in der Hauptstadt notwendigen Mittel in Gestalt von Opium mit. Jahrhunderte hindurch hatten die Chinesen das Opium nur als ein medizinisches Heilmittel betrachtet. Dann aber nahmen sie in einer Zeit, die genau festzustellen schwierig ist, die Gewohnheit an, es zu rauchen und zu essen. Die chinesische Regierung erschraut über die furchtbaren Folgen dieses Opiummißbrauches und versuchte das Laster zu unterdrücken, hatte aber wenig Erfolg damit. Ihr mußte besonders daran gelegen sein, die Einfuhr von außen zu verhindern. Die indische Kompagnie, die in dem Laster der Chinesen sogleich eine Quelle beträchtlicher Handelsvorteile gesehen hatte, strebte mit allen Kräften danach, den Opiumhandel immer mehr auszubreiten. Es wurde ein eifriger Schmuggel betrieben und immer mehr Opium drang in China ein. Die Strafen hatten keinen Erfolg und selbst der Tod schreckte nicht die fanatischen Opiumraucher. Da entschloß sich China im Jahre 1839, einen entscheidenden Schlag gegen die englischen Händler zu führen. Ein kaiserlicher Erlaß vom 6. Januar 1840 unterdrückte den Handel mit dem Ausland völlig, und ein Gesehe erklärte, daß jeder Opiumhändler im chinesischen Reiche, je nach seinem Range, geköpft oder erdroffelt werden sollte. Große Ladungen Opium im Werte von fast 40 Millionen Mark wurden konfisziert und der englische Handel auf das empfindlichste geschädigt. Da begann England den Opiumkrieg; mit bewaffneter Hand erzwangen die Söhne Albions die Fortführung dieses für sie so einträglichem Verlaufs; China wurde besiegt und zu dem Vertrag von Kanjing genötigt, nach dem nun die Höhe der englischen Einfuhr noch gewaltig stieg. Die Zunahme des Opiumverbrauchs wurde auch noch gesteigert durch die immer mehr sich ausbreitende einheimische Produktion und durch die Einfuhr aus Persien und der Türkei. Im Jahre 1904/5 hatte der Wert des aus Indien in China eingeführten Opiums, die Summe von 106 Millionen Rupien erreicht, eine Zahl, die die Einfuhr von 1903/4 noch um 2 Millionen überstieg. Würde es der chinesischen Regierung nun wirklich glücken, die Verwendung von Opium wirklich aufzuheben, so würde das vor allem einen schweren Schlag für den indischen Handel bedeuten. Sobald wir man jedenfalls im himmalischen Reiche auch nach des Kaisers dringlichem Befehl nicht mit dem Opiumrauchen aufhören. Daß Volk, das in die öffentlichen Opiumhäuser geht, weiß, daß die Reichen in ihren Häusern prächtige Opiumzimmer haben, in denen sie sich dem Genuß des Krautes hingeben, und daß hohe und höchste Beamte leidenschaftlich diesem Laster fröhnen. Die Japaner haben

sich in Formosa die größte Mühe gegeben, das Opiumrauchen auszurotten, aber es ist ihnen nicht geglückt. Sie haben die Einfuhr von Opium nach der Insel verboten und dann den Verkauf zu einem Monopol der Regierung gemacht. —

Kunst.

m. Das neue Münchener Rathaus. Als Wilhelm II. kürzlich das süddeutsche Marianische Zentrum besuchte, wo mit großem Spektakel das Deutsche Museum eingeweiht wurde, da sagte er zu Münchens schönem Bürgermeister, München habe in deutschen Landen das aller schönste Rathaus. Ich hab' mir darauf den Gegenstand des kaiserlichen Lobes im Lichte schöner Sachlichkeit ein wenig angeschaut, und sagen muß ich mir, daß zu bedauern steht, daß S. M. statt den braven Bruno Paul nicht lieber den Münchener Rathausarchitekten Professor (selbstverständlich Professor) Georg Hauberger nach Berlin beordert hat. Er könnte dort im Hohenzollernschen Stilsportourri ein so reiches Arbeitsfeld finden und bekäme sicher den allerhöchsten Auftrag, neben die Siegesallee zu ebener Erde noch eine vertikale Siegesallee in gotischen Stilmustern zu errichten. Wie er sie auf Münchens schönstem und intimstem Platz, dem altertümlichen Marienplatz, mit seiner spielerischen Fuderbädertogel des neuen Rathauses verbrochen hat. Der Bau hat sechs Millionen veranschlagt und dreizehn Jahre gedauert und ist von Grund auf verfehlt. In München ruht alles auf katholischen Fürstenbauten und barocken Jesuiten-Fundamenten, dann kam die Ludovicianische Epoche mit ihrem Kult des hellenischen Klassizismus unter nordischem Rebelhimmel. Das moderne München hat seine öffentlichen Architekturen in rückläufiger Bewegung wieder ganz auf das sogenannte süddeutsche Barock, das zum Beispiel im Seidlischen Nationalmuseum idealisiert erscheint, gegründet, sofern es nicht mit neuen persönlichen Formen experimentiert. Was soll ihm das Gotische? Gotik in der Stadt des Barock und der Vereinigten Werkstätten! Welch eine Beschämung für die Regionen produktiver Talente, die in der süddeutschen Kunstmetropole angeblich hausen sollen, bildet diese verlegene Stilkopie für ein monumentales Stadthaus, in dem doch der Geist unserer Zeit vor allem wirksam und lebendig sein soll! War hier nicht eine schöne Gelegenheit für die süddeutschen Vorkämpfer des modernen Kunstgewerbes gegeben, sich einmal in monumentalen Formen zu betätigen? Oder haben die windigen Nörgler wirklich recht, die da meinen, unsere Bankof, Niemerjämäd, Paul, Verlepsi und Obrist kämen nicht über Kleinkunst, Hausgerät, besten Falles Schulen und Landhäuser hinaus? Nun, es ist des Jammers zu spät. Zwischen dem plump-ehelichen Ziegelloß der der Frauentirche, dem Symbol bayarischer Kraft und holdseligen Anmut des feingegliederten Barocks unserer weltberühmten Mariensäule steht jetzt das Zadengeirr eines spätgotischen Rathauses, pudig und spielerisch, unruhig, verlegen und überladen. Man möchte den Schirm aufspannen, geht man vorüber am „schönsten Rathause“, weil ein Wasserpieper, ein Kreuzblümchen, ein Püppchen herunterfallen könnte. Allerhand Schaulwerk und Wunnenhans ist am Hauptturm, der sich so widerstrebend verjüngt, angebracht, und wenn am Fischbrunnen mittags um 12 Uhr der dicke Musikmeister vom Leibregiment den Walfürenritt taktiert, dann stehen die Münchener Spieker mit offenen Mäulern in Reih und Glied und schauen hinauf, wo eine mechanische Spieluhr, Modell Potsdam, schneppert, wo eiserne Ritter tournieren, wo rottrüchtige Schäffler tanzen und das unvermeidliche Münchener Kindl sein Buch hochhält. Und er hat eine rechte Gaudi an seinem „schönsten Rathaus“, der lustige Münchener.

Notizen.

— Hermann Vahr wird am Freitagabend um 7 Uhr in der Schauspielhalle des Deutschen Theaters zu den Fekten 21 einen Vortrag „Der Schauspieler in unserer Zeit“ halten.
— Die Erstaufführung von Felix Philippis Schauspiel „Der Helfer“ findet im „Neuen Schauspielhaus“ am Sonnabend statt. Armes Berlin, so lange kommtest du ohne den neuesten Philippi auskommen!
— Unter dem Namen Figaro-Theater wird am ersten Weihnachtstage in Saale des Sezessionsgebäudes am Kurfürstendamm ein neues Theater für „Kleinkunst“ eröffnet werden. Es steht unter der Leitung von Frau Olga Wohlbrück und Kapellmeister Waldemar Wendland.
— Von seiner Nordpolerpedition, die auf dem ehemaligen „Gauß“ der deutschen Südpolarepedition vor sich geht, berichtet Kapitän Vernier, daß er dem magnetischen Pol so nahe gekommen sei, daß der Kompaß nicht mehr zum Steuern zu gebrauchen war. Bis zum Juni gedenkt die Expedition an der atlantischen Küste von Vassinsland im Winterquartier zu bleiben.
— Ein Mittel gegen die Schlafkrankheit glaubt Prof. R. Koch, der als Leiter der zur Erforschung der Schlafkrankheit nach Ostafrika entsandten Kommission über die bisherigen Ergebnisse einen in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ abgedruckten Bericht erstattet hat, gefunden zu haben. Die verheerende Krankheit wird durch Stechfliegen (Glossinen) verbreitet, die am bewaldeten Seerfer gedeihen und besonders häufig zusammen mit Krokodilen vorkommen. Sie verschleppen die Krankheits-

keime (Trypanosomen). In manchen Distrikten am Viktoria-Nyanza drohen die Eingeborenen bereits auszusterben. So gefährlich ist die Krankheit, die sich zuerst durch geschwollene Lymphdrüsen bemerklich macht. Das von Professor Koch empfohlene Mittel, das zur Zeit an etwa 1000 Kranken erprobt wird, ist Atoghl, eine organische Arsenitverbindung. Man hofft, daß es sich als ähnliches spezifisches Heilmittel gegen die Schlafkrankheit, wie das Chinin gegen die Malaria erweise.

Bücher-Einlauf.

- Romane, Novellen, Essays.
- J. J. David, Vom Schaffen, Essays. (Eug. Diederichs, Jena. 3 M.)
- Ernst Eilers, Martin Lorenzen und sein Enkelkind, Hamburger Roman. (Verlag Continent, Berlin. 3 M., geb. 4 M.)
- Karl Gjellerup, Der Pifger Kamanita, ein Legendentroman. (Rütten u. Loening, Frankfurt a. M., 5 M., geb. 6,50 M.)
- Goethes „Faust“, mit Bildern von M. Simm. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. Geb. 4 M.)
- S. Heimfelsen, Abgeschossen, österröcher Militärroman. (Verlag Continent, Berlin. 3 M., geb. 4 M.)
- Alexander C. Kielland, Menschen und Tiere und andere Studien und Skizzen. Uebersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Vie. (Georg Merseburger, Leipzig. 3 M., geb. 4 M.)
- Jens Petrik Kielland, Zwei Brüder. Roman. Deutsch von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Vie. (Georg Merseburger, Leipzig. 4 M., geb. 5 M.)
- Emmi Lewald, Der Lebensretter, Roman in Briefen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 2 M., geb. 3 M.)
- Ch. Mueny, Wir Juden. (Desterheld u. Co., Berlin. 2,50 M., geb. 3,50 M.)
- Frank Norris, Das Epos des Weizens. 1. Teil: Der Octopus, deutsch von Eugen v. Kempst. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig. Geb. 6 M., geb. 7 M.)
- Ernst Schur, Das Leben der Seele. (Desterheld u. Co., Berlin. 3 M., geb. 4 M.)
- Georg Sped, Zwei Menschen, Roman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 4 M., geb. 5 M.)
- Ludwig Tied, Die Reise ins Blaue hinein, sechs romantische Novellen, ausgewählt und eingeleitet von Dr. B. Diehner (Wiegand u. Grieben, G. A. Sarasin, Berlin. 4,50 M., geb. 6,50 M.)
- Ernst Zahn, Firtwind, neue Erzählungen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 3,50 M., geb. 4,50 M.)
- Hanns von Zobeltitz, Der Bildhauer, Roman. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 3 M., geb. 4 M.)

Dramen.

— Maxim Gorki, Die Feinde, Szenen, deutsch von D. D. Potthoff. (J. Ledtschnitow, Berlin.)

Jugendchriften.

- Franz Bocci, Märchen, Lieder und lustige Komödien. Eine Auswahl für die Jugend. Reich illustriert. Mit einem Geleitgedicht von Martin Greif. (Egold u. Co., München. Geb. 2 M.)
- Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts, ausgew. u. eingeleit. v. Leo Berg. 2. Aufl. (Berlin, Hupperten u. Mezsyn. 3 M., geb. 4 M.)

Literatur und Kunst.

- Kant und Goethe, von Georg Simmel (Die Kultur; Barb, Marquardt u. Co., Berlin. 1,50 M.)
- Robert Schumann, von Ernst Wolff (Die Musik; Barb, Marquardt u. Co., Berlin. 1,50 M.)
- Leo R. Tolstoj, Shakespeare, eine kritische Studie übersezt von M. Enthausen (A. Sponholz, Hannover.)
- Julie Wassermann, Flaubert, ein Selbstporträt nach seinen Briefen (Desterheld u. Co., Berlin. 2,50 M., geb. 3,50 M.)
- Dr. Otto Wittner, Moriz Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im XIX. Jahrhundert. I. Band. Der Vormärz der Revolution. (J. G. Calve, Prag. brosch. 6 M.)
- Worte Multatulis, herausgegeben von C. Hagemann. (J. C. C. Bruns Verlag, Minden. Geb. 2,50 M.)
- Emil Pola von M. G. Conrad. (Die Literatur; Barb, Marquardt u. Co., Berlin. 1,50 M.)

Naturwissenschaft.

— Die Kalteen von Dr. Fr. Knauer. (Hilgers illustrierte Volksbücher. 30 Pf.)

Sonstiges.

— Insel-Almanach auf das Jahr 1907. (Inselverlag, Leipzig. 1 M.)